

So fern!

Autor(en): **Niggeler, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 50

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646691>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 50 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gesetzt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 17. Dezember 1921

So fern!

Von Rudolf Niggeler (1845—1898).

Mich fasst ein Träumen wunderbar, Wenn ich am Fenster steh'; Der helle Mond beleuchtet klar Auf Flur und Tann den Schnee! Horch, klingelnd fährt ein Schlittendort, Wie lausch' ich da so gern! Er fliegt heran — er brauset fort — Du bist so fern, so fern!	Nun fläubt der Nord den Schnee dahin Wohl über's weite Feld, Und schwarze, schwere Wolken ziehn Empor am Himmelszelt; Dort funkelt noch mit traurem Schein Ein golden schöner Stern! Doch ach, die Wolke hüllt ihn ein — Du bist so fern, so fern!	Die Wetterfahne leufzt und girrt Da drüben auf dem Thurm, Schneeflocken wirbeln wild verwirrt, Stets lauter heult der Sturm! Du zogst davon; ich starrt', erwacht, Dir nach als einem Stern — Nun wein' ich wohl die lange Nacht, Doch immer bleibst du fern!
--	---	--

Mein Pfarrhaus.

Appenzeller-Erinnerungen von J. G. Birnstiel.

In mehreren Gemeinden habe ich zwischen meinem vier- und zwanzigsten und fünfundfünfzigsten Lebensjahre Einzug gehalten. Die große Freude, den Schlüssel für ein Haus, das ich gewissermaßen als mein eigen betrachten und gebrauchen durfte, in die Hand zu bekommen, ist mir also zu wiederholten Malen zuteil geworden. Nie aber war sie so über die Maßen groß, wie damals, als der Kirchenpräsident von Schöngrund mich nach meinem Pfarreinsatz unter seine Fittige nahm und mit mir durchs Dunkel der Novemberrnacht gegen ein zweigiebliges Appenzellerhaus mit vorgelagerter Steintreppe und langen Fensterreihen schritt. Wohl hatte ich schon in meinen Studentenjahren das stolze Selbstgefühl gekannt, das der Besitz eines eigenen Hauschlüssels dem verleiht, der ihn hat. Doch was war das, verglichen mit dem Hochgefühl, das mich erfüllte, als ich zum Schlüssel nun auch das Haus bekam.

Man stelle sich vor, ein Mutterhüblein, das bisher nur am Brunnen gespielt, komme zum erstenmal an einen Bach, und es höre die Stimme: „Tummle dich, leg dich ans Ufer oder plätschere im Wasser, schneide dir Ruten, fange dir Fischlein, wirf Steine über die Wellen, mache überhaupt, was du willst, denn siehe, alles ist dein!“ Was wird es tun? Starr sein vor Staunen? Aufspringen vor Freude oder Wurzelbaum schlagen vor Wonne? Ich weiß es nicht. Das aber weiß ich, daß mir fast wie einem solchen Kinde

zumute war, als mein Mentor verschwand und ich im Hausflur den eigenen Schlüssel umdrehte, — im eigenen Haus. Im eigenen? Gott bewahre! Der Gemeinde gehörte es und gehört ihr heute noch. Doch was ging mich das an? Ich nannte es mein, und „mein“ Pfarrhaus nenne ich es heute noch, nach bald vierzig Jahren, obschon inzwischen der Amtsbrüder viele dort ein- und ausgezogen sind.

Ich will hier nicht wiederholen, was ich an einem andern Ort erzählt habe, nämlich: daß in jener ersten Nacht meine Eltern, die meinen Einzug mitgefeiert, mit unterm gleichen Dache geschlafen haben — daß ich aus übertriebener Furcht vor der ersten Kanzelpflicht noch in die tiefe Nacht hinein studierte und ins Bett ging, ohne die Petrolampe auszulöschen — daß der Nachtwächter sich darüber schwere Gedanken machte, mit denen er im Dorfe nicht hinter dem Berge hielt usw. Von meinem Pfarrhaus will ich jetzt lieber etwas sagen. Nicht so, daß ich mit dem Leser nun vom Keller bis zum Estrich steige und ihm alle Gänge und Kammern öffne. Nur auf ein paar Linien im Gesicht des Hauses möchte ich ihn verweisen, hoffend, er werde dann selbst auf die Seele des Ganzen schließen.

Das Gesicht, mit dem mein kleines Pfarrhaus in die Welt schaute, war vornehmlich ein Appenzellergesicht — und zwar ein heimelig-fröhliches. Ein paar stattliche, nach dem Giebel hin sich verjüngende Reihen von Schiebefensterlein